

Die große „Kulturwut“

Die Bändigung der Donau und ihre Folgen/ Teil 1

Von Max Böhm

Das „Jahrhunderthochwasser“ von Pfingsten 1999 hat in Erinnerung gerufen, wie sehr Ingolstadts Topographie geprägt ist von seiner Lage an der Donau. Für die Menschen früherer Zeiten war dies noch alltägliche Erfahrung. Der Fluss, die alljährlichen kleineren Hochwasser und die Furcht vor verheerenden Überschwemmungen beschäftigten die Bewohner der Donau-Stadt, und mehr noch die Bauern draußen auf den Dörfern. Verändert hat sich inzwischen nicht nur das Leben der Menschen. Ebenso radikal war der Wandel der Landschaft. Beides, wirtschaftlicher Wandel und landschaftliche Veränderung, waren eng miteinander verbunden. Die beidseitigen Entwicklungen im Laufe der letzten 200 Jahre sind Thema dieser Ausstellung. Es geht um die Kultivierung einer bis 1800 fast noch wilden Urlandschaft und deren Besitzergreifung durch den Menschen. Es geht um die Donauauen, von vielen Ingolstädtern bis heute die „Schütten“ genannt. Die größten Veränderungen fallen in das jüngst abgelaufene Jahrhundert, sogar erst in die letzten 50 Jahre. Die Ausstellung des Jahres 2000 aber konzentrierte sich auf die „Kulturwut“ des 19. Jahrhunderts. Schon jene Zeit war – in manchen Aspekten wenig bekannt – die Epoche eines radi-

kalen Umbruchs. Und sie wurde grundlegend für die weitere Entwicklung. Die malerischen Karten des 16. bis 18. Jahrhunderts zeigen die Donau noch als ungebändigten Strom, der sich in endlosen Windungen und vielfach aufgespalten in Haupt- und Nebenarme durch einen breiten Gürtel von Schütten und Auwäldern träge dahinwälzt.

Wenige Siedlungsinseln behaupten sich

Im Bereich von Ingolstadt betraf dies die gesamte südliche Hälfte des früheren „Burgfriedens“, also des Stadtbezirks im rechtlichen Sinne. Auf der höher gelegenen Nordhälfte gründet die eigentliche Stadt-siedlung und die Ackerflur. Zwischen dem heutigem Donaulauf und der Sandrach als südlicher Stadtgrenze aber erstreckte sich ein mehrere Kilometer breiter Auengürtel, der von zahlreichen Nebenarmen und Altwassern der Donau durchzogen war. Die regelmäßigen Überschwemmungen schufen hier fruchtbare Schwemmböden. Doch wegen der ständigen Hochwassergefahr war das Land nur bedingt einer ackerbaulichen Nutzung zugänglich. Mit den fünf Audörfern und den verstreuten Schwaigen hatten sich nur wenige Siedlungsinseln dauerhaft behaupten können. Jener große Teil der Aue aber, der schon bei jeder Schneeschmelze unter Wasser stand, wurde nur als

Weideland genutzt. Als sogenannte „Allmende“, einer Art Gemeindeland, stand er den Stadtbauern wie auch den Bauern der Audörfer für den gemeinschaftlichen Weidetrieb während des Sommerhalbjahres zur Verfügung. Darüber hinaus nutzte man die Aue zur Fischerei und für eine extensive Holzgewinnung. Der Lauf der „Urdonau“ hatte durch das heutige Altmühlal geföhrt. Erst seit der Rißeiszeit nimmt die Donau ihren Weg durch das Ingolstädter Becken. Die von Riß- und Würmeiszeit abgelagerten Schotterterrassen formten die geologische Gestalt dieses Beckens. Die Hochterrasse im Norden und die Niederterrasse im Süden schufen die Begrenzung für die mäandernde Donau mit ihrem Auengürtel. Versuche des Menschen, den Lauf des Flusses zu verändern, werden erst im Mittelalter erkennbar. Für den zusammen mit den Städten aufblühenden Handel boten die Flüsse wichtige Verkehrswege. Für die herzoglichen Gründer und Förderer Ingolstadts wie auch für die Bürger selbst war es daher ein wichtiges Ziel, die Stadt an den Donauhandel anzubinden. Zu diesem Zweck, aber auch um die Südflanke der Festung zu sichern, hat man im 14. Jahrhundert den Hauptarm der Donau nach Norden verlegt und unmittelbar an die Stadt herangeföhrt. Der frühere Hauptarm, die heutige San-



Donaulauf um 1720

drach, wurde zu einem Nebenarm.

„Unerersättlicher Wasserkönig“

Im 18. Jahrhundert beschreibt der Ingolstädter Universitätsbibliothekar Ignaz Dominikus Schmid die Donau als „gefährlichen und unerersättlichen Wasserkönig“, dem die Aue als Spielwiese dient. Er „schüttet eine Sandbank um die andere auf, wo anvor bester Grund gewesen, nimmt da und dort gewaltige Stücke Erden von Feldern und Wiesen hinweg, erwählet sich nach eigenem ungereimten Belieben bald diese bald jene Furt“. Tatsächlich war die urtümliche Aue eine in ständiger Veränderung begriffene Landschaft. Dies gilt nicht nur für die großen Hochwasser. Auch die stetige und langfristige Wirkung der Wasserkräfte, die gewöhnlichen jahreszeitlichen Pegelschwankungen formten und veränderten das Land. Prallhänge wurden unterspült und abgetragen, Kies und Geröll

an den Innenseiten der Schleifen angelagert. Nach Überschwemmungen ließ der Fluss nährstoffreiche Ablagerungen zurück. Zeugnisse für diese das Land formende Tätigkeit des Flusses sind an erster Stelle die Böden. Je nach früherem Verlauf der Flussarme wechseln die Böden auf engstem Raum. Neben tiefen und nährstoffreichen Humusböden tritt meterdicker Kies fast bis an die Oberfläche. Beim Abbau solcher Kiesbänke treten die eingelagerten Überreste einer früheren Vegetation und sogar Zeugnisse menschlicher Kultur zutage – auch dies Hinweise auf eine vom Wasser bewegte Landschaft. Die mittelalterliche Heranführung des Flusses an die Stadt hatte keineswegs zu einer „Zähmung“ oder auch nur Beruhigung des Stromes geföhrt. Vielfach schien es geradezu so, als wolle er sich mit Gewalt den Weg in sein altes Bett zurückerobern. Immer wieder drohte der Fluss nach Süden auszuberechen. Es waren große wasserbauliche Anstrengungen

nötig, um ihn bei der Stadt zu halten. Immer wieder auch war durch die „Eigenmächtigkeiten“ des Flusses die Schifffahrt behindert.

Ganz machtlos aber stand man der Bedrohung durch Überschwemmungen gegenüber. „Jahrhunderthochwasser“ wie jenes von 1784 spülten ganze Äcker und Wiesen weg, rissen das Vieh in die Fluten und setzten die Gebäude bis zum Dach unter Wasser, Erntevorräte und Hab und Gut der Bewohner vernichtend. Bei so hohem Wasserstand hatten auch die Stadtbewohner in den seit dem 14. Jahrhundert bebauten tiefergelegenen Vierteln zu leiden. Alle älteren Versuche, die Donau in eine geregeltes Bett zu zwingen, blieben Stückwerk. Den Anstoß zu einer umfassenden Korrektur gab der neuerliche Ausbau Ingolstadts zur Landesfestung unter König Ludwig I.

Dieser Beitrag wird in der Juli-Ausgabe fortgesetzt.

Der Ingolstädter Poeten-Professor

Marcus Tattius Alpinus: Dichtorfürst und seine Freunde von der Humanistenschule zu Sankt Peter/ Teil 3

Fortsetzung des Beitrags der Mai-Ausgabe

Von Gerd Treffer

1540 empfahl der Jurist Wigle van Aytta dem „allmächtigen Kanzler“ Leonhard Eck „zur Steigerung der Attraktivität der Universität, ohne Rücksicht auf die Kosten mehr Poetik – und Rhetoriklektoren zu berufen“ (C. Schöner; Biographisches Lexikon der Ludwig-Maximilians-Universität München). In der Folge dieses Ratschlags wird Tattius im Mai 1540 zum „öffentlichen der Poetrey Leser“ ernannt – mit anderen Worten: er folgt nun formal seinem drei Jahre zuvor verstorbenen Mentoren Anemoecius als „Poetices professor publicus“ nach. Sein Jahresgehalt beträgt 40 fl. Aus nicht bekannten Ursachen fiel Tattius vorübergehend in Ungnade, musste Ingolstadt verlassen, hielt sich in Straßburg auf – erhielt aber alsbald die Erlaubnis zur Rückkehr.

1541 wird Tattius zum „Poeta laureatus“ gekrönt (und sein Gehalt auf 60 fl erhöht).

Poeta laureatus

Der „lorbeer gekrönte Dichter“ greift das Bild des griechischen und römischen Brauches auf, den Sieger im Wettstreit der Dichter mit einem Lorbeerkranz zu krönen und ihm so dauerhaften Ruhm zuzusprechen. Nachdem schon im hohen Mittelalter vereinzelt die Tradition der Dichterkronung (wieder) gepflegt worden war, ließ man im Humanismus in Italien den alten Brauch wiederaufleben,

wo Städte und Universitäten Dichter auszeichneten, was im 15. Jahrhundert die römischen Kaiser übernahmen, formalisierten und zu bedeutenden Auszeichnungen machten. Maximilian I. überträgt 1501 dem „Collegium poetarum atque mathematicorum“ das „privilegium creandi poetas“ – das Recht jemanden zum offiziell anerkannten „Dichter“ zu ernennen: die Träger der Dichterkrone erhalten das Recht, an allen Universitäten des Reiches, Vorlesungen zu Poetik und Rhetorik zu halten.

Vor Tattius waren schon zwei berühmte Ingolstädter Hochschullehrer poetae laureatis gewesen: Konrad Celtis hatte als erster Deutscher (1487 von Kaiser Friedrich III. in Nürnberg) die Dichterkrone erhalten. Jakob Locher war 1497 von Maximilian I. gekrönt worden – Tattius wird es nun von Kaiser Ferdinand.

Zu den Dichtungen aus eigener Feder, die Tattius veröffentlichte, gehören (daher) auch sein „Ad Ferdinandum Carmen“ (1540), ein Gedicht an und für Kaiser Ferdinand, dem er die Krönung zum poeta laureatus verdankt, und ein Hochzeitsgedicht auf Oswald Eck und seine Braut Anna Binzenauer „Nobilissimi ornatisimique iuvenis ac domini D. Osvaldi ab Ecche... et Annae a Binzenauer... epithalamion“ (Augsburg 1544), den Sohn Leonhards, dem er seine Poetikprofessur verdankt – ein Poem von 1042 Versen „mit einem seltenen Aufwand von Gelehrsamkeit und mannigfacher Er-

findung ausgestattet“ (G. Westermayer).

Das Werk umfasst (nicht weniger als) 518 Distichen. Darin treten Jupiter, Athene, Juno, Venus, Amor, diverse Nymphen auf. Es gibt lange Lobhymnen auf die Ehe und die Geschenke, welche die Gottheiten den Eheleuten widmen.

Tattius – Jurist und Kanzler des Bischofs

Tattius hat neben seiner „Poetik“ aber auch die Rechte studiert und 1545 den Grad eines Doktors beider Rechte erhalten. Unbekannt bleibt, wie lange er danach noch in Ingolstadt blieb. 1548 jedenfalls amtiert er am Reichskammergericht, 1551 – 56 als Assessor für Bayern.

1548 war auch Wolfgang Hunger vom bayerischen Herzog beim Reichskammergericht präsentiert worden. 1551 war Hunger dann zum Kanzler des Freisinger Bischofs, Herzog Heinrich von Bayern, berufen worden. (Das Amt hatte früher sein Schwiegervater versehen). 1555 führten Hunger seine Amtsgeschäfte auf den Augsburger Reichstag. Kurz nachdem ihn Kaiser Ferdinand dort geadelt hatte, verstarb Wolfgang Hunger unerwartet.

1556 wird nun Tattius als Kanzler (und mithin Hungers Nachfolger) nach Freising berufen, wo ihm noch sechs Lebensjahre bleiben.

Marcus Tattius, der fürstbischöfliche Kanzler zu Freising, starb am 12. Juli 1562. Sein ältester Sohn Marcellus errichtete ihm 1566 ein Grabdenkmal. Wie der seinerzeitig königliche

Gymnasialprofessor Eduard Hailer (im Sammelblatt des Historischen Vereins Freising von 1916) berichtet, hing der Grabstein früher an „den Wänden der altherwürdigen Benediktuskirche, des „alten Domes“ an der Westwand. „Dieser Grabstein ist erst seit dem Jahr 1901 hier aufgestellt. Er war zuvor 2 ½ Jahrhunderte an der Bestattungsstelle (in der Johanniskirche?) an einer Wand eingelassen und kam im vorigen Jahrhundert in einen Winkel des Domes...“

Der älteste Sohn Marcellus Tattius war Domherr in Chur (kehrte damit zu den Wurzeln der Familie zurück), Pfarrer zu Kinding in der Eichstätter Diözese – nach anderen Berichten auch Pfarrer zu Traunstein. Die Inschrift des Grabsteins hebt auf Tattius Verdienste als Professor des Rechtes und seine Krönung als Poet, als „senator in arce Salzburgiaca“. Sie resümiert, das Tattius in seinem nicht allzu langem Leben – er wurde kaum älter als 53 Jahre herausragende Ämter in Staat und Kirche bekleidete, ein tüchtiger Jurist, ein gewandter Dichter und Übersetzer antiker Autoren war.

Marcellus war der älteste einer Reihe von 14 Kindern, die aus Marcus Tattius 1537 geschlossener Ehe mit Euphrosyna hervorgingen – sechs Söhne waren es gewesen und acht Töchter. 1559 war seine Ehefrau verstorben – und nur zwei seiner Söhne sollten ihn überleben, Marcellus und Ernst, der Chorherr von Sankt Andrä war.

Tattius' Werke

Tattius galt seiner Zeit als gewandter neulateinischer Dichter. Sein Erstlingswerk, das erwähnte „Progymnasmata“ (Augsburg, 1533) enthält persönlich gefärbte Gedichte von ihm, Mitschülern (u.a. Lemnius) und Lehrern („die ein lebendiges Bild vom Münchener Schulwesen jener Jahre zeichnen“; C. Schöner). G. Ellinger (Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrhundert, Berlin – Leipzig, 1929) bescheinigt den frühen Dichtungen Tattius' beachtliches Niveau – sieht dann aber eine „qualitative Stagnation“ in dessen poetischem Schaffen. Nach 1536 lag sein Schwerpunkt ohnehin weniger in eigener Dichtung als in der Übersetzung und Erschließung klassischer (und humanistischer) Autoren.

Diese Übersetzungen (so C. Schöner) sind umso bemerkenswerter, als Tattius an mehreren Stellen darauf hinweist, „dass für ihn als Engädiner Deutsch eigentlich nicht seine Muttersprache sei“, was nach langem Aufenthalt in Bayern und beruflicher Befassung mit Sprache und Dichtung auch als intellektuelle Koketterie gesehen werden mag.

Tattius' „Übermittlungen alten Wissens“

Hailer schreibt die Übersetzungen „beweisen durchweg ein gutes Verständnis der lateinischen und griechischen Texte und bekunden uns, dass Tattius die deutsche Sprache trefflich beherrschte“. Im Juni

1536 erschien in Augsburg seine Übersetzung des „Trojanischen Krieges“ des Kreters Dictys und des Phrygiens Dares unter der pompösen, doch zeitgemäßen Titelei „Wahrhaftige Historie von dem trojanischen Krieg und Zerstörung der Stadt Troja durch die hochgeachteten Dichter Dictys und Dares, erstlich in griechischer Sprache beschrieben, danach lateinisch und jetzt und neulich durch Marcus Tattius aus dem Latein ins Deutsch verwandelt...“.

Anfang 1537 erscheint Tattius Übersetzung der acht Bücher des Polydorus Vergilius, deren Titel er so eindeutschte: „Von den Erfindern der Dingen gründlich und aufs fleißigste ins Teutsch referiret... jedem Menschen nützlich und kurzweilig zu lesen“. Kurzweilig zu bieten, wird (viel) später zu einem Anliegen der „Verleger“, hat fast biedermeierlichen Anspruch und „jeder Mensch“ kann zu Tattius Epoche nur bedeuten, jedem, der des Lesen kundig ist – also eine nachgerade verschwindenden Minderheit – was aber mit dem Anspruch, der der Aufklärung und einem Anhauch von Enzyklopädistentum vorangeht: Erschließung des Welterbes. So hätte, vielleicht, auch Diderot, in anderer Frageformulierung, gefragt:

„Wer erstlichen die Kunst zu singen, Musikam, erfunden habe“. In einem anderen Kapitel heißt es „wer erstlich die Arzeney erfunden hab“.

Der Beitrag wird in der Juli-Ausgabe fortgesetzt.